

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 102 (1976)
Heft: 9

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

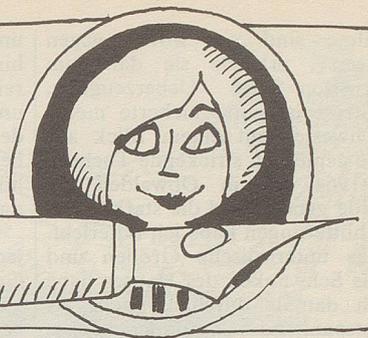
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Der Weiblichkeitstest

Das Jahr der Frau hätten wir hinter uns. Da und dort wurde gesagt, es sei dem Ansehen der Frauen abträglich gewesen; sie hätten viel zuviel über sich selbst nachgedacht und seien dadurch in ihrem Selbstverständnis unsicher geworden. Da hat man ihnen Wünsche eingeredet und Mängel, unter denen sie litten, hat ihnen Fähigkeiten angedichtet und Möglichkeiten vorgegaukelt, dass sie aufzumucken begannen und gar nicht mehr die sein wollten, die sie eigentlich sind. Dabei ist die Sache doch einfach: «Une femme est une femme», hat ein Westschweizer Journalist zu diesem Thema geschrieben. Tatsächlich, eine klarere und scharfsinnigere Definition wäre schwer zu finden.

Als ich merkte, wie die Probleme aus dem Jahr der Frau auf mich zukamen: Rollenzwang, Doppelbelastung, Identitätskrise, Selbstverwirklichung und wie die Schlagworte alle hiessen, da sagte ich mir, bei dir darf es nicht zum Selbstverlust kommen, und Vorbeugen ist besser. Also habe ich mir im Laufe des letzten Jahres Aussprüche von Personen – Männern und auch einigen Frauen – notiert, die sich bei verschiedenen Gelegenheiten ganz spontan und unbefangen über die Frauen geäußert haben. Ich betone, das waren keine verabredeten Interviews oder gar Soziologenweisheiten, die man inzwischen ja zur Genüge kennt. Diese Bemerkungen fielen ganz zufällig, und die Aussagen sind allein vom gesunden Volksempfinden diktiert.

Weil ich fürchten muss, liebe Leserin, auch Sie könnten etwas abbekommen haben im vergangenen Jahr und gar nicht mehr recht wissen, wer oder wie Sie eigentlich sind, will ich hier einen Ausschnitt meiner Sammlung veröffentlichen. Anhand einer kleinen Probe können Sie sich selbst bestätigen, dass Sie trotz allen Anfechtungen ihre volle Weiblichkeit bewahrt haben. Der Test ist sehr einfach: Anstelle von «Die Frauen sind ...» denken Sie sich «Ich bin ...» Und für jeden Satz, den Sie mit einem herzhaften

Ja beantworten können, dürfen Sie sich zwei Pluspunkte notieren; wenn Sie zögern mit der Antwort, einen Punkt. Sie werden, wie ich hoffe, das gesunde Volksempfinden nicht verletzen und es mit Leichtigkeit auf 24 oder doch mindestens auf 20 Punkte bringen. Seien Sie nur ganz ehrlich mit sich selbst, und Sie werden in diesem Jahr wieder Glück und echte Zufriedenheit in Ihrem Dasein als Frau erleben.

Hier also der Test:

1. Die Frauen sind gefühlsbetont
2. Die Frauen sind unlogisch
3. Die Frauen sind schwatzhaft
4. Die Frauen sind unbegabt für Mathematik und Technik
5. Die Frauen sind kinderliebend
6. Die Frauen sind naschhaft
7. Die Frauen sind zanksüchtig
8. Die Frauen sind schlechte Autofahrerinnen
9. Die Frauen sind traditionsgebunden
10. Die Frauen sind schutz- und anlehnungsbedürftig
11. Die Frauen sind unpolitisch
12. Die Frauen sind leicht zu beeinflussen

Haben Sie das Resultat? Gratuliere! Halt, einen wichtigen Punkt hätte ich beinahe vergessen: Die Frauen sind unsachlich.

Was zu beweisen war. Nina

Wenn man kontaktfreudig ist

Liebe Eva Renate, in Deinem Artikel «Was zuviel ist, ist zuviel» (Nr. 2) bezweifelst Du, ob wir Frauen wirklich so blöd seien, wie uns die TV-Spots widerspiegeln. Darauf muss ich Dir leider antworten: ja, es gibt sie zu Hunderten, zu Tausenden! Jene Frauen nämlich, die stundenlang über Putzprobleme und Ähnliches diskutieren können. Ich jedenfalls scheine ihnen immer wieder zu begegnen. Während 20 Jahren wohnten wir in einem Mehrfamilienhaus mit netten, freundlichen Nachbarn. Besonders zweier Frauen erinnere ich mich ausgesprochen gern, weil sie an Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft und unkomplizierter Lebensart alles übertrafen. Hie und da trafen wir uns zu einem gemütlichen Kaffee. Für mich fand zwar die Gemütlichkeit nach längstens fünf Minuten ein jähes Ende, denn nun kamen unweigerlich die Lieblingsthemen meiner Nachbarinnen aufs Tapet: Putzmittel, Waschmittel, Kleider («kann ich diesen Jupe wirklich noch tragen?»), Spitzensportler, Frisuren etc. Wagte ich ab und zu den Versuch, ihnen über ein Theatererlebnis zu berichten, hörten sie höflich, aber etwas zerstreut und völlig uninteressiert zu, um nach

einer etwas peinlichen Pause erleichtert ihren eigenen Faden weiterzuspinnen.

Ich hatte in jenem Haus eine einzige Nachbarin, mit der ich mich über Theater, Konzerte, Bücher und Kindererziehung stundenlang unterhalten konnte. Wir beide profitierten unendlich viel von diesen Gesprächen. Aber gerade sie, die ich um ihrer Intelligenz und Ueberlegenheit willen hoch verehrte, verkroch sich oft wochenlang in ihr Schneckenhaus und blieb vollkommen unansprechbar.

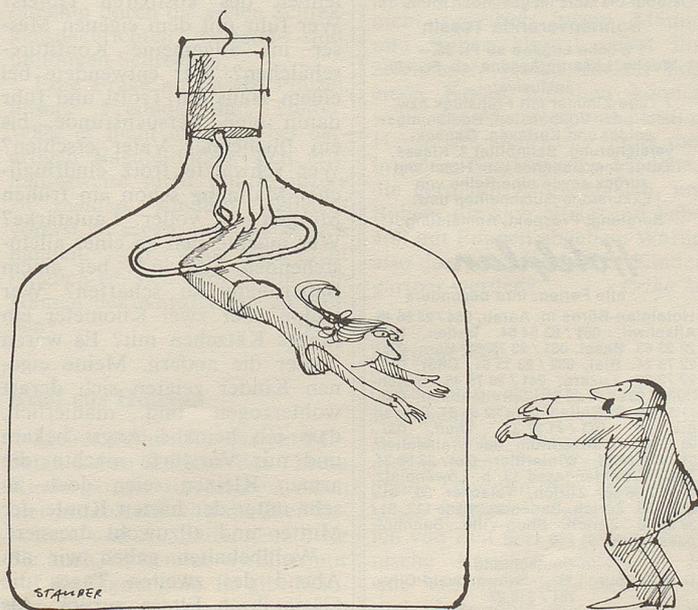
Was blieb mir da als kontaktfreudigem Menschen anderes übrig, als zu meinen Superhausfrauen zurückzukehren und mir ihre immer wieder neuen Putz- und Waschlitaneeien anzuhören? *Brige*

Eine Katastrophe

Obschon ich selten ins Kino gehe, interessiere ich mich für den «Filmtip» in der Presse und die Filmkritiken im Radio. Unter der Bezeichnung «noch von Interesse» figuriert in der Tageszeitung seit sechs Wochen der Streifen «Erdbeben». Er wird folgendermassen geschildert: ein mit gigantischem Aufwand hergestelltes Zerstörungsspektakel, dessen Wirkung sich dadurch erhöht, dass der Zuschauer durch ein besonderes Tonverfahren physisch ins Filmgeschehen miteinbezogen wird. Das betreffende Kino schreibt in seinem Inserat: «Sie werden es nicht nur sehen, Sie werden es spüren!» Vor einiger Zeit sah ich in einer westschweizerischen Zeitschrift Bilder aus diesem Streifen. Ueber den Inhalt wurde weiter nichts gesagt.

«Nun», dachte ich mir beim Lesen des Filmtips, «die Bilder werden Hintergrund zu einer bestimmten Aussage sein.»

Als ich vergangene Woche meine Schwester besuchte, traf ich auch die junge Nichte. Sie hat die Lehre hinter sich und wird demnächst einen Auslandsaufenthalt antreten. Strickend nahm sie an unserem Gespräch teil. Da sie fleissig ins Kino geht, fragte ich sie nach dem Sinn des Erdbebenfilmes; die Zeitung hätte darüber nichts verraten. Meine Nichte lächelte nachsichtig über soviel Naivität. «Solche



Filme sind ein Mittel gegen Stress», erklärte sie dann im Brustton der Ueberzeugung. «Stress ist gut», kicherte meine Schwester mit einem Blick auf die gemütlich strickende Tochter.

1964 hat in Obwalden die Erde gebebt, und die starken Erschütterungen habe ich miterlebt. Das unterirdische Grollen und das Schwanken des Hauses habe ich damals durchaus nicht als entspannend empfunden. Jenes Beben hat sich allerdings nicht auf der Leinwand und durch den Lautsprecher und mit Musikbegleitung vorgestellt, sondern hat ohne jede Voranmeldung weitherum Angst und Schrecken verbreitet.

Dass ein intelligenter Krimi unter Umständen einen arbeitsmüden Kopf abzulenken vermag, kann ich mir vorstellen. Ich finde es aber empörend, wenn Katastrophen um des Spektakels willen dargestellt und ausgemalt werden. Was sind das für Menschen, die sich beim Ansehen eines Erdbebenfilmes von Stress erholen, die Blut sehen und Angstschreie hören müssen, um sich zu entspannen? *Isabella*

Der Bravheitstest

Die Kinder waren von der Idee begeistert. Meine Mutter fand sie glänzend. Mein Mann fand sie zwar gut, hätte aber nicht dabeisein mögen. Meine Schwiegermutter jedoch bekam schon Magenschmerzen, wenn sie nur daran dachte. «Du wirst sehen, schon beim ersten Umsteigen geht eines verloren. Eines könnte über eine Felswand stürzen. Im Hotel wirst du die Feriengäste belästigen mit den vielen Kindern. Wie kannst du nur auf einen solchen Einfall kommen!»

Auf den Einfall war ich durch ein Inserat der Reisekasse gekommen, die ein Sonderangebot für Wandertage im Toggenburg oder im Emmental machte. Für einen Pauschalpreis konnte man auf allen Bahnen und Postautos fahren und im Hotel übernachten. Mich zog es ins Emmental. Da mein Mann keine Ferien hatte, würde ich mit unsern drei Kindern allein reisen, und als Spezialvergügen durfte jedes eigene Kind ein Kameräddlein einladen, mit uns zu kommen. Eine zweitägige Wanderung mit sechs Kindern zwischen sieben und elf Jahren, das konnte ein Abenteuer werden, vor allem für mich! Ich war nicht halb so sicher, wie ich der skeptischen Grossmutter gegenüber tat. Ich hatte ja auch schon ein Kind im Warenhaus verloren: ich schalt oft genug über die schlechten Manieren unserer Sprösslinge; ihre unberechenbaren Einfälle

und ihre Lebendigkeit waren mir hinlänglich bekannt. Ihre Streitereien hatten meine Nerven schon unzählige Male strapaziert, und den Jammer über «müde Beine» beim Wandern hatte ich oft gehört. Wie würde das herauskommen?

Ich gab die Parole heraus, jedes eigene Kind sei für sein Gespänlein verantwortlich; ich könne nur meiner eigenen Familie Befehle erteilen. Deshalb geriet unser jüngster Bub schon gleich beim Start in beträchtliche Aufregung. Wir sollten seinen Freund und Cousin im Hauptbahnhof treffen, blieben aber während einer Viertelstunde in einer Autokolonnen stecken, stiegen schliesslich aus und rannten zu Fuss mit unsern Wanderschuhen und Rucksäcken durch den Verkehr. Wir fanden den Erstklässler umringt von freundlichen Bahnarbeitern, die ihm die Tränen abwischten und sich mitfreuten, dass «die Tante» nun doch noch erschien. Die erste Hürde war genommen; wir sassen kurz darauf friedlich im Zug und winkten der Grossmutter, die zur Besichtigung unseres Starts ebenfalls zum Bahnhof gekommen war und uns viele gute Wünsche mitgab. Wir lernten uns langsam kennen. Die Kinder bekamen Hunger und begannen in ihren Rucksäcken zu stöbern. Äpfel, Schokolade und Kaugummi wurden ausgepackt. Aus einem Augenwinkel bemerkte ich plötzlich, wie sich mein grösserer Bub nach einem Kaugummipapier seines Kameraden bückte und es mit der schulmeisterlichen Bemerkung «Das muss in den Kübel» zum Abfall warf.

Kurz darauf erklärte meine Tochter ihrer Freundin, man dürfe in unserer Familie das Wagenfenster nur während des Haltens öffnen, sonst ziehe es den andern Fahrgästen an den Hals. «Donnerwetter», dachte ich, «was habe ich doch für wohlherzogene Kinderlein.»

Ich sollte es noch viele Male denken während unserer Reise, die – um es gleich vorweg zu sagen – reibungslos und ohne Zwischenfälle verlief. Wir wanderten über die grünen Hügel des Emmentals, ohne dass jemand «müde Beine» bekommen hätte. Mit selbstloser Ritterlichkeit bauten die grossen Buben ein Feuerchen für die übrigen. Nach dem Picknick rollten die sechs in schöner Eintracht einen steilen Grashang hinunter. Von Streit war keine Rede; immer zu zweit marschierten die Freunde nebeneinander und erzählten sich Witzchen oder selbsterfundene Geschichten. Im Hotel durften sie – immer zu zweit – ein Zimmer beziehen; ich selber wohnte mit den beiden Kleinen zusammen. Nur der Hotelier traute dem Frieden offenbar nur halb; er wollte uns nicht im Speisesaal essen lassen, sondern wies uns ins Restaurant. Die Kellner waren reizend mit meiner Kinderschar und machten mir zum Schluss noch ein Kompliment über ihre Musterhaftigkeit. Ich selber konnte mich nur dauernd wundern.

Erst jetzt, als ich mit andern vergleichen konnte, lernte ich meine Schätzchen wirklich kennen. Alle kleinen Ungeschicklichkeiten, welche auch auf dieser idealen Reise vorkamen, passierten immer den andern. Wer fiel längelang in einen Kuhpfätter? Wer leerte sein Coca-Cola übers Tisch Tuch? Wer schleckte Ovosport und verschmierte damit sein Gesicht und die Stuhllehnen des kostbaren Hotels? Wer fuhr mit dem eigenen Messer ins allgemeine Konfitüreschälchen? Wer entwendete bei einem Haus ein Trotti und fuhr damit eine Versuchsrunde, bis ein fluchender Vater erschien? Wer schwatzte trotz eindringlicher Mahnung schon am frühen Morgen in voller Lautstärke? Wer machte sich an einer alleinstehenden Seilwinde bei einem Bauernhaus zu schaffen? Wer lockte über zwei Kilometer ein junges Kätzchen mit? Es waren immer die andern. Meine eigenen Kinder zeigten sich derart wohlherzogen und manierlich, dass ich beinahe Angst bekam und mir Vorwürfe machte, die armen Kleinen seien doch zu sehr unter der harten Knute der Mutter und allzuwohl dressiert.

Wohlbehalten gaben wir am Abend des zweiten Tages die Gäste ihren Eltern zurück. Als

wir zu Hause aus dem Auto stiegen, schwang unser Jüngster der Schwester den Rucksack an die Nase und erhielt dafür einen kräftigen Puff. Schreiend rannten sie die Treppe hinauf, schmissen Schuhe und Jacken in die Ecken und fielen wie die Raubtiere über das Nachtessen her.

Sie waren wieder normal.

Lisebeth

Nochmals Gratisarbeiter!

Liebe Annemarie, Du hast mein Image nun doch ein wenig aufgemöbelt mit Deinem Bericht (Nebi Nr. 4) des jungen Mannes, der gratis im Spital arbeiten wollte. Genau das wollte auch ich, nachdem ich meine Bürotätigkeit quittiert hatte. Einfach helfen, zu einer Zeit, wo ungelernete Kräfte mittels grossen Inseraten täglich in den Zeitungen gesucht wurden. Was hätte ich tun können? Vielleicht Blumen besorgen, Häfeli leeren, Wägeli umherstossen, Korrespondenzen für Bettlägerige erledigen, vorlesen, Patienten füttern u. a. m. Alles Arbeiten, womit eventuell die Freizeit der bezahlten Helferinnen hätte kompensiert werden können. Nachdem ich selbst als Patientin über ein Jahr in Spitälern weilte, wusste ich einigermassen Bescheid.

Ob man seinerzeit bei der ab-



Eine Leistung, die Ihnen nur Hotelplan bietet: abwechslungsreiche, typische, romantische, verträumte Ferientage von Oktober bis März im gesunden Klima der

Sonnenveranda Tessin

1 Woche Lugano ab Fr. 95.-
1 Woche Locarno/Ascona ab Fr. 150.-
inklusive:

7 Tage Zimmer mit Frühstück bzw. Halb- oder Vollpension, Bedienungsgelder und Kurtaxen, Gepäckversicherung, Bahnbillet 2. Klasse, Fahrt vom Bahnhof zum Hotel und zurück sowie eine Reihe von Exkursions-Gutscheinen usw.

Beratung, Prospekt, Anmeldung:

Hotelplan

... alle Ferien: Ihre besonders

Hotelplan-Büros in: Aarau, 064 / 24 66 46, Allschwil, 061 / 63 54 54, Baden, 056 / 22 23 63, Basel, 061 / 23 77 11, Bern, 031 / 22 78 24, Biel, 032 / 23 13 51, Chur, 081 / 22 72 22, Luzern, 041 / 23 75 45, Schönbühl, 031 / 85 22 61, Spreitenbach, 056 / 71 57 30, St. Gallen, 071 / 22 61 61, St. Margrethen, 071 / 71 37 37, Thun, 033 / 23 50 21, Glattzentrum bei Wallisellen, 01 / 830 39 31, Winterthur, 052 / 23 66 34, Zürich, Seidengasse 13, b. Löwenplatz, 01 / 27 06 50, Zürich, Talacker 30, 01 / 27 14 50, Zürich, Badenerstrasse 112, 01 / 39 36 36, Zürich, Shop-Ville, Bahnhofpassage 26, 01 / 27 13 30.

In Deutschland:

D-78 Freiburg i. Br., «Schwarzwald-City»,
761 / 316 27

Jetzt hilft eine Hefekur mit VIGAR HEFE

bei unreinem Teint, Bibeli, Furunkulose

bei Magen- und Darmstörungen

bei Frühjahrs- und Herbstmüdigkeit

VIGAR-HEFE Dragées sind geschmackfrei und angenehm einzunehmen
Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.50
Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 15.-
in Apotheken und Drogerien

lehnenden Antwort auch ans Burghölzli dachte, weiss ich nicht. Aber niemand konnte es mir erklären, dass zu einer Zeit des Mangelangebotes meine Gratis-offerte ausgeschlagen wurde. Vielleicht fand man mich zu alt? Zu dieser Auslegung kam ich schliesslich. Nun bin ich aber unsicher geworden, seit ich weiss, dass sogar einem jungen Mann die gleiche Antwort zuteil wurde. Wahrlich, wir leben in einer merkwürdigen Zeit!
Hedi

Sehr merkwürdig, in der Tat! B.

Kästner missbraucht?

Ich möchte gerne wissen, ob Ihre «Seite der Frau» nun eigentlich aus Leserbriefen oder aus redaktionellen Beiträgen besteht. Falls das Letztgenannte der Fall sein dürfte, möchte ich Sie bezüglich der Nr. 4 und des Beitrags «Herr Kästner, wo bleibt das Positive?» darauf aufmerksam machen, dass Erich Kästner, hätte er diesen gelesen und würde er Ihrem Wunsch gemäss noch leben, sich paradoxerweise sicher im Grabe umgedreht hätte. Die Schreiberin «Hege» hat ihn nämlich völlig missverstanden und ihm das Wort geradezu im Mund umgedreht: Kästner meinte mit diesem Gedicht, dass es eben nur sehr wenig Positives in der Welt gibt und dass das Negative bei weitem überwiegt. Das geht schon aus dem ersten Vers hervor, der folgendermassen lautet:

*Und immer wieder schickt Ihr mir Briefe,
in denen Ihr dick unterstrichen schreibt:
«Herr Kästner, wo bleibt das Positive?»
Ja, weiss der Teufel, wo das bleibt.*

Ganz klar wird es jenem, der es immer noch nicht glauben will, aber bei dieser Sequenz:

*Ich will nicht schwindeln – ich werde nicht schwindeln.
Die Welt ist schwarz – ich macheuch nichts weiss.
Es gibt genug Lieferanten von Windeln
– und manche liefern zum Selbstkostenpreis.*

Kästner macht in diesem Gedicht den betreffenden Lesern den Vorwurf des billigen Zweckoptimismus und fordert sie auf, den Tatsachen tapferer ins Auge zu sehen. Die Welt, meint er, sei schwarz, und es sei billig, den Mitmenschen diesbezüglich Sand in die Augen zu streuen. Nun, ihn kann man ja nicht mehr ärgern, indem man ihn zu gegenteiligen Aussagen missbraucht. Aber die, welche ihn wirklich verehrt haben, kann man damit ärgern! Nur, die «Windellieferanten» scheinen halt nicht auszusterben und wenn sie, um auf den betreffenden Beitrag zurückzukommen, drei rosarote

Brillen übereinander auf ihre Stumpfsinn-Näschen stülpen müssen, um die Welt im gewünschten Licht zu sehen... Sylvia

Liebe Sylvia, selbst wer Kästner nicht so gut kennt wie Sie, wird sich da nicht lang fragen müssen, wie und was gemeint sei. Und ärgern würde sich K. auf keinen Fall! Dazu brauchte es viel mehr und ganz anderes. Bethli

Die Polizei, dein Freund und Helfer

Morgens um halb acht Uhr geht mein Telefon: «Hier Kantonspolizei XY, haben Sie einen Sohn der Thomas heisst?»

Meine Knie fangen an zu schlottern, denn wir haben einen Sohn, der so heisst, er ist mit dem Auto vor zwei Tagen nach Luzern gefahren, was ist wohl passiert, mir gehen die schrecklichsten Bilder durch den Kopf.

Es handelte sich aber bloss um eine liegengelassene Jacke, die auf dem Polizeiposten abzuholen ist. Man erkläre mir dann, so verlorene Kleidungsstücke müssten immer durch die Polizei behandelt werden, man könne nie wissen, «ob da nicht noch irgendwo eine Leiche sei, wenn man so etwas finde!»

Kürzlich erhielt meine Nachbarin einen Anruf: «Hier Stadtpolizei Zürich, heisst Ihr Mann Hans und ist er in Zürich?»

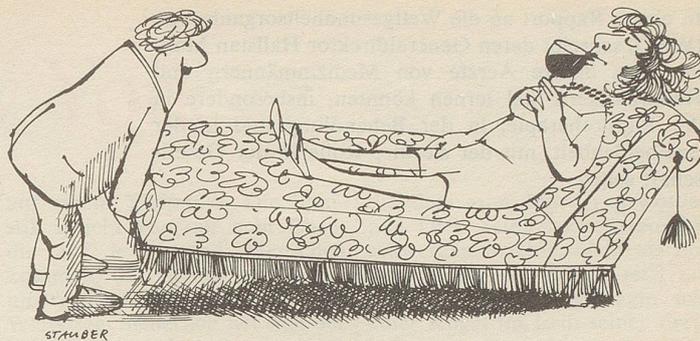
Auch diese Frau erschrak und bestätigte, dass ihr Mann nach Zürich gereist sei.

Um was hatte es sich gehandelt: Der Mann wurde bei einer Routineprüfung nach seinen Papieren gefragt, als er in der Stadt Schaufenster ansah, vielleicht sah er einem Gesuchten ähnlich, was weiss ich. Jedenfalls hatte er keinen Ausweis bei sich und so rief die Polizei bei ihm zu Hause an und verursachte auch hier, in einer Zeit, da unsere Nerven ohnehin durch die vielen Schreckensnachrichten belastet sind, unnötigen Schrecken.

Eine Frage an unsere Polizei, unsere Freunde und Helfer: Wäre es nicht möglich, bei derartigen Bagatellfällen, sich ausnahmsweise nicht mit «Polizei» zu melden, sondern vielleicht vorerst zu sagen, um was es sich handelt, oder, wenn das nicht möglich ist, sich einfach mit dem Namen des Anrufenden zu melden? Hege

Brief aus Holland

Liebes Bethli, vor einigen Monaten haben Sie über das Thema Kindergärtner geschrieben. Auch hier in Holland wird darüber diskutiert, und ich finde, genau wie Sie auch, es komme wirklich nur auf die Eignung an. Es gibt Männer, die ganz besonders gut mit



kleinen Kindern umgehen können. In einem Kinderspital habe ich einen Krankenpfleger gesehen, der mindestens soviel Geduld mit den oft schwierigen Kindern hatte wie die Schwestern. Er war einfach immer freundlich und lieb, und schlechte Launen gab es bei ihm nicht.

Männer und Frauen sind verschieden, aber man sollte trotzdem allen die gleichen Chancen geben. Seit einigen Jahren lernen hier in den holländischen Schulen auch die Buben nähen, häkeln, stricken und sticken. Meine Bekannten in der Schweiz mussten lachen, als ich dies erzählte. Und ich gebe zu, dass ich mir nicht gut vorstellen kann, dass mein Mann je einen Pullover stricken wird. Aber warum eigentlich nicht? Die Handarbeitslehrerin erzählte mir, dass Buben oft viel sorgfältiger arbeiten als Mädchen. Zwar gab es ein kleines Drama, als mein Bub zum erstmalig häkeln musste. Er schmiss die ganze Sache in eine Ecke und schrie: «Das ist viel zu schwierig, das lerne ich nie, nie, nie!» Eine Woche später kam er dann aber stolz nach Hause und erzählte, er habe zwei Meter gehäkelt und Alex nur 40 Zentimeter. Inzwischen ist weder Häkeln noch Nähen sein Hobby geworden, aber ich kann mir vorstellen, dass andere Buben richtig Freude daran haben. Und ist es nicht praktisch, wenn Männer und Buben einmal selbst ihre zerrissenen Hosen flicken oder einen Knopf annähen können, wenn das Mami einmal nicht zu Hause ist? Uebrigens findet man in jedem Kindergarten Mädchen, die gern mit Autos spielen, und Buben, die sich eifrig und liebevoll mit Puppen abgeben. Warum also darf ein Mann nicht Kindergärtner werden? Erika M.

Schoggelädl

Es war einmal ein junger Ingenieur, der in der gleichen Firma tätig war, in der ich meine berufliche Laufbahn begann. Obschon der kaufmännischen Leitung zugeteilt, musste ich von Zeit zu Zeit für ihn technische Berichte schreiben. Er war ein höflicher Arbeitgeber und überreichte mir zu meinem

zwanzigsten Geburtstag eine Tüte Pralinés, eine damals ungewöhnliche Geste, die mir Freude machte.

Etliche Jahre später begegneten wir uns in einer anderen Stadt. Er hatte sich inzwischen dem Lehrfach zugewandt und war zu einer bekannten Persönlichkeit geworden. Auch ich hatte die Zeit genutzt und meinen Horizont und meine Kenntnisse erweitert.

Es traf sich, dass wir zufälligerweise an einem bestimmten Wochentag im gleichen Café frühstückten, er in eine Zeitung vertieft, ich in einer Ecke meiner Pflichtlektüre obliegend. Ich war froh, wenn er mich nicht beachtete, denn ich hatte bald erkannt, dass meine Anwesenheit hier oder eine Begegnung auf der Strasse ihm meist nicht passte. Schliesslich war er ein berühmter Professor geworden. Unser Gespräch drehte sich jeweils um einstige Arbeitskameraden und Vorgesetzte oder um sein Wohlbefinden. Wich ich von diesem Schema ab, um sogar etwas von meinen beruflichen Sorgen anzutönen, so nahmen seine Augen einen leicht gereizten Ausdruck an: solche Dinge störten offensichtlich sein behagliches Weltbild.

Nun ist aber mein alter Bekannter kein herzloser Wicht. Es kam vor, dass er mich im Café trotz einer interessanten Zeitung nicht übersah. Eines Morgens kam er auf mich zu und grüsste mich so laut, dass es durch den ganzen Raum hallte und alle Gäste die Köpfe nach mir umdrehten. «Sie müssen eine Schokolade haben», rief er aus, «Sie haben schliesslich einmal für mich geschrieben.» Um die Szene zu beendigen, erwiderte ich lachend, die Schokolade hätte ich ja schon erhalten. «Das ist schon lange her», entgegnete er und forderte mich auf, am Buffet ein paar Tafeln auszuwählen. Ich machte gute Miene zum Spiel, bedankte mich für die Schokolade und erschien in diesem Café fortan nicht mehr zum Frühstück. Ich könnte es nicht verantworten, dass der Professor sein ganzes Vermögen in Schokolade für mich anlegt.

Isabella